

Wilhelm R. Vogel

Die Liebe in der Zeit der Veränderung

**Vom wilden Leben zwischen Zwentendorf und
Hainburg**

© 2025 Wilhelm R. Vogel

Autor: Wilhelm R. Vogel

Umschlaggestaltung: Lena Grafeneder

Lektorat: Maria Deweis

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großbeersdorf
Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschmiede.at

ISBN:
978-3-978-3-99181-233-3 (Paperback)
978-3-978-3-99181-030-8 (Hardcover)
978-3-978-3-99181-232-6 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der:s Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

„Vielleicht gibt es schönere Zeiten; aber diese ist die unsere.“
Jean-Paul Sartre

Inhaltsverzeichnis

Juni 1977. Wir wollen kein Atomkraftwerk	11
Juli 1977. Verbannt die Männer in die Wälder, die Übersiedlung	35
August 1977. Nackt am Wasser	48
September 1977. Frühstück mit Hindernissen	53
Oktober 1977. Bei den Kommunisten	57
November 1977. Die Mühlkommune	63
Dezember 1977. Weihnachtsfest mit Polizisten	69
Jänner 1978. Winterfest und die Liebe zu den Kühlschränken	73
Februar 1978. Ben und die ehrenwerte Kommission	80
März 1978. Karfreitag im Wienerwald	83
April 1978. Filzläuse und politische Schulungen	89
Mai 1978. Es kracht bei Doris und Ben	92
Juni 1978. Karrieregeil oder Vorbild	97
Juli 1978. Eine unwillkommene Schwangerschaft	101
August 1978. Wenn die Gesellschaft kracht, wird alles besser	114
September 1978. Jasmine war anders	122
Oktober 1978. Frauendemo und die Entbehrlichkeit der Männer	125
November 1978. Zwentendorf, das Volk hat gesprochen	129
Dezember 1978. Ben und Doris, ein neuer Versuch	131
Jänner 1979. Reden wir bei Frühstück darüber	133
Februar 1979. Mit einem Gorilla ins Bett	135

März 1979. Sex und die Angst des Kriegers.....	143
April 1979. Ben auf dem Prüfstand.....	148
Mai 1979. I-Ging, das Buch der Wandlungen.....	154
Juni 1979. Erwin doziert über den Maoismus	158
Juli 1979. Jonglieren und die Sprache der Tiere	162
August 1979. Franz wird Taxler	170
September 1979. Männergruppe mit Hindernissen.....	173
Oktober 1979. Rosen für Franz.....	188
November 1979. Wieso ist Michael nicht schwul?	191
Dezember 1979. Feministisches Weihnachtsfest.....	193
Jänner 1980. Franz und die Avancen einer älteren Dame	196
Februar 1980. Der Schlächter und die toten Tiere	200
März 1980. Die Volkslieder der Anderen	202
April 1980. Wozu Sex?	206
Mai 1980. Roswita, Blut und Torten.....	213
Juni 1980. Das Fest in der Telefonzelle.....	216
Juli 1980. Die Sehnsucht nach dem Meer	218
August 1980. Konrad im 7. Himmel.....	227
September 1980. Klopputzen, ein Privileg für Männer?	234
Oktober 1980. Schlammschlacht an der Donau.....	247
November 1980. Ronny reitet wieder.....	251
Dezember 1980. ... Vater sein dagegen sehr!	253
Jänner 1981. Studentenheim und Suizid	256
Februar 1981. Magische Kekse	260
März 1981. Eddy und die bessere Gesellschaft	262
April 1981. Schwarze Wolken über Konrad	264
Mai 1981. Das dünnste Schnitzel der Welt.....	272

Juni 1981. Mamas Baby, Papas Maybe	274
Juli 1981. Im Volvo zur Dechantlacke	276
August 1981. Erwin und der Woodo Witch Doctor.....	280
September 1981. Ein Stierkampf regt auf	284
Oktober 1981. Schmutzwäsche und schreckliche Eltern	288
November 1981. Sexteen Tons	296
Dezember 1981. In Dulci Jubilo	299
Jänner 1982. Sex als Zwischengang	306
Februar 1982. Konrad und die Qual des Unverständnisses	310
März 1982. Doris bei Bens Eltern	313
April 1982. Ich mach mir meine Welt	318
Mai 1982. Der Bergdoktor	324
Juni 1982. Die Freuden des Schrebergartens.....	330
Juli 1982. Die Bim ins Glück.....	333
August 1982. Der fesche Eddy	337
September 1982. Der widersprüchliche Professor.....	340
Oktober 1982. Beim Arzt und beim Frisör.....	343
November 1982. Ben und der Ernst des Lebens	346
Dezember 1982. Wie sag ich's meinen Eltern?	348
Jänner 1983. Konrad und das Kuckuckskind.....	352
Februar 1983. Tränen für die Königin	357
März 1983. Roswitas Bauch und das Kreuz mit der Kirche.....	359
April 1983. Ben schläft im Kreißsaal	361
Mai 1983. Die kleine Welt steht auf dem Kopf.....	363
Juni 1983. Theos missglückter Schlichtungsversuch.....	365
Juli 1983. Bei der Kommune im Weinviertel	367
August 1983. Eine grenzenlos tolerante Erziehung	379

September 1983. Der Alte und das ‚Landtmann‘	382
Oktober 1983. Gastroskopie en passant	386
November 1983. Feuersbrunst und sicher keine Kinder.....	390
Dezember 1983. Das Weihnachtsfest birgt Konflikte.....	397
Jänner 1984. Reden wir heute über Sex	399
Februar 1984. Marianne staunt, Franz hat Frust, Theo Zweifel	408
März 1984. Müssen wir uns vor den Aliens fürchten?	413
April 1984. Ben und Doris suchen einen Kindergartenplatz	420
Mai 1984. Die Pressekonferenz der Tiere.....	424
Juni 1984. Der Eindringling	426
Juli 1984. Konrads großes Lamento	431
August 1984. Dechantlackenblues.....	446
September 1984. Vorbilder, oder auch nicht	448
Oktober 1984. Wärst du lieber eine Frau?.....	451
November 1984. Die Natur oder den Menschen schützen	457
Dezember 1984. Wir treffen uns im Lager eins, Zeltgespräche	461
Epilog.....	474
Der Autor	477

Vorwort

Der vorliegende Roman spielt in der Zeit von 1977, als in Österreich die Demonstrationen gegen das Atomkraftwerk Zwentendorf ihren Höhepunkt fanden, bis Dezember 1984. In diesem Winter kam es zur Besetzung der winterlichen Au bei Hainburg. Beide Ereignisse haben das Selbstbild der kritischen Bürgerinnen und Bürger in Österreich nachhaltig geprägt.

Ab Herbst 1972 habe ich an der Universität Wien naturwissenschaftliche Fächer studiert und nach Studienabschluss als Forschungsassistent gearbeitet. Meine Erfahrungen sind in dieses Buch eingeflossen, die beschriebenen Personen jedoch, bis auf die Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, frei erfunden.

Die Zeit war für mich von politischen Diskussionen und vom Infra- gestellen der bestehenden Rollenbilder geprägt. Das betraf vor allem das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Die althergebrachten Geschlechterstereotype wurden von den meisten abgelehnt, neue Zielvorstellungen aber erst langsam entwickelt. Die Ideen des Feminismus und der Gleichberechtigung standen dabei im Vordergrund. Die breite Palette der angestrebten Veränderungen reichte von einer graduellen Verbesserung der traditionellen Zweierbeziehung, mit treuen, in der Haushaltsführung und Kindererziehung aktiveren Männern, über Beziehungen mit gleichen Rechten und Pflichten, über offene Zweierbeziehungen bis hin zum Ende der Zweierbeziehung und dem polyamourösen Leben in einer Kommune (Stichwort Otto Mühl und Friedrichshof). Immer wieder wurden auch völlig neue Lebensformen diskutiert. Dazu gehörte auch die Idee, Städte den Frauen vorzubehalten und die Männer, außer zu den Paarungsriten, in die Wälder des Umlandes zu verbannen.

Simone de Beauvoir war eine der vielen für die Ideen dieser Zeit maßgeblichen Frauen, ihre Bücher wurden von vielen gelesen.

Ich verstehe mich als Erzähler und habe mich in meinen Darstellungen auf die Beziehungen, die gesellschaftspolitischen Diskussionen der Studierenden und auf den Umgang der Menschen untereinander konzentriert. Mir ging es in diesem Roman darum, den Geist dieser Auseinandersetzungen einzufangen und die Seelenzustände unterschiedlicher Akteure darzustellen. Die politischen Ereignisse bilden bloß den Rahmen dafür. Seit damals ist viel Zeit vergangen. Es mag daher sein, dass mir die Erinnerung da und dort einen Streich gespielt hat. Man möge mir daher manche Ungenauigkeiten verzeihen.

Frauen haben die Zeit sicher anders erlebt, die meisten Männer auch.

Ich bedanke mich bei meinen Freundinnen und Freunden dieser Zeit für die nächtelangen Diskussionen und ihre pointierten Analysen, die mich, fast 50 Jahre später, bei meiner Arbeit als Autor begleitet und damit wesentlich zu diesem Buch beigetragen haben. Herbert Wiesböck war einer von ihnen. Darüber hinaus hat er den vorliegenden Text kritisch gelesen, wofür ich ihm besonders dankbar bin.

Leider mussten uns einige davon bereits verlassen. Mit meinem Freund Alarich Riss hätte ich gerne über das vorliegende Buch diskutiert, leider ist es nicht mehr dazu gekommen.

Ich bedanke mich auch bei Maria Deweis für das bewährte Lektorat und bei meiner Tochter Lena Grafeneder für die grafische Gestaltung des Umschlages.

Wien, im März 2025

Juni 1977. Wir wollen kein Atomkraftwerk ...

Franz öffnete die Augen nur langsam, um sie an das gleißende Sonnenlicht zu gewöhnen. Wieder einmal hatte er vergessen, die Jalousien herunterzulassen. Erst nach einiger Zeit setzte er sich auf. Er hatte nackt geschlafen, das war weiter nicht beunruhigend. Aufmerksam horchte er, ob aus seiner Mietwohnung Geräusche kämen. Unten, auf der Straße, herrschte bereits ein reges Treiben, aber bei ihm schien alles still zu sein. Das Kabinett, in dem er schlief, sah aus wie immer. Ein paar Kleidungsstücke lagen herum, doch es waren keine darunter, die nicht ihm gehörten. Franz stand auf und wickelte sich eine Decke um die Hüften.

Die Tür zum Wohnzimmer öffnete er so lautlos wie möglich. Seine Schritte waren nicht zu hören. Er ging barfuß, wie meist, was sich langsam bemerkbar machte, der Schweißgeruch hatte sich in den alten Teppichboden hineingefressen. Seine Hose hing leidlich zusammengelegt am Sessel. Unterhose, Socken und sein T-Shirt lagen auf dem Boden. Ebenso ein großer Stapel Skripten. Franz studierte Physik.

Die Couch war leer. Das beruhigte ihn, auch wenn er erst einmal, nach einer durchzechten Nacht, dort eine fremde Frau schlafend vorgefunden hatte. Damals hatte er, während er das Frühstück zubereitete, vergeblich in seiner Erinnerung gekramt. Aber diese erwies sich als Film mit zahlreichen Lücken. Er hatte die Frau vorsichtig geweckt. Die Szene war ihm immer noch peinlich. Ihr war es damals nicht besser ergangen. Sie hatten sich vorgestellt und behutsam tastend versucht, zu ergründen, was denn vorgefallen war.

Offenbar waren sie zu ihm gegangen, um noch etwas zu trinken. Möglicherweise hatte man aneinander Gefallen gefunden, aber nicht

einmal das ließ sich verlässlich rekonstruieren. Jedenfalls waren sie sich nicht nähergekommen. Beide waren eingeschlafen. Bekleidet, sie am Sofa, er im Bett. Nach dem Frühstück hatten sie ihre Telefonnummern ausgetauscht. Sie dachten, sich das gegenseitig schuldig zu sein, aber wenn es ein Interesse aneinander gegeben hatte, war dieses bereits zu diesem Zeitpunkt Vergangenheit. Wiedergesehen hatten sie einander nicht. Seitdem lebte er mit der Angst, am Morgen einer durchzechten Nacht jemand Unbekannten bei sich vorzufinden.

Er ging auf die Toilette und danach in die Küche, wo sich die Duschkabine befand. Diese Anordnung war typisch für die in Wien weit verbreiteten Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnungen in den Altbauten der inneren Bezirke. Auch hier war niemand. Vollständige Entwarnung! Das Handtuch war feucht. Er hatte sich vor dem Zubettgehen geduscht. Alles war in Ordnung, selbst sein Magen verhielt sich friedlich. Studentenleben hin oder her, er würde in Zukunft beim Trinken zurückhaltender sein.

Franz hatte ausreichend Zeit, der Bus würde erst in mehr als einer Stunde abfahren. Die Dusche stellte er so kalt wie möglich, was immer noch lauwarm war, aber kälter schaffte er es nicht. Er war verweichlicht, wie er mit Bedauern feststellte.

Beim Abtrocknen betrachtete er sich im Spiegel. Der Bart nahm erst langsam Gestalt an, das hing mit seiner Jugend zusammen. Die Haare fielen ihm über die Schultern. Lange Haare galten als Symbol des Widerstandes gegen das Establishment. Wann immer er seine Eltern besuchte, war das ein Streitpunkt zwischen ihm und seinem Vater. Seiner Mutter war seine Frisur gleichgültig. Der Streit zwischen seinen Eltern war damit vorprogrammiert und verleidete ihm seine ohnehin seltenen Besuche daheim.

Die Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinem Vater störten ihn hingegen kaum. Konflikte mit den Eltern gehörten dazu, und die langen Haare der jungen Männer waren in vielen Familien der

Auslöser. Fast alle seine Freunde trugen die Haare lang, auf diese Weise blieb der Streit berechenbar. Wenn er bei seinen Eltern durch die Tür trat, galt der erste Blick seines Vaters seiner Frisur. Danach herrschte in der Regel Schweigen. Viel später, meist beim gemeinsamen Essen, wurde die Länge seiner Haare angesprochen, vorbereitet mit giftigen Blicken seines Vaters und vorauseilenden Beschwichtigungsversuchen seiner Mutter. Immerhin blieben auf diese Weise andere Themen ausgespart. Seine Lebensplanung beispielsweise, wie es mit dem Studium weiterginge, ob er eine Freundin hätte, ob sie planten zu heiraten, wo sie wohnen würden und ob sie schon an Kinder dächten. Da waren ihm die ausgefahrenen Gleise der Haardiskussion bei weitem lieber.

Es würde heiß werden, an diesem zwölften Juni 1977. Schon jetzt hatte sich die Wohnung aufgeheizt, aber das war seine Schuld. Er hätte die Jalousien schließen sollen.

Franz trank seinen Kaffee ohne Milch und knabberte an einer harten Brotscheibe. Rechtzeitig einzukaufen schaffte er nur, wenn Besuch angekündigt war. Er dachte nicht dran, anderes war wichtiger.

Die Wohnung war abgewohnt, aber die Miete gering. „Spätes Resopal“, hatte Marianne einmal zum Stil seiner Bude gemeint. Das hatte geklungen, als ob sie Barock, frühes Rokoko oder Bauhaus gesagt hätte. Die meisten seiner Freunde hatten Wohnungen im Stil von Ikea mit Bücherregalen namens Ivar. Auch die anderen Möbelstücke hatten Namen, die schwedisch klangen. Oder sie wohnten in Studentenheimen. Wenige lebten noch bei ihren Eltern.

An seiner Wohnzimmerwand hing ein großes Poster von Che Guevara. Dieses Bildnis des *Guerillero eroico*, wie ihn die Wissenden nannen, war wahrscheinlich das bekannteste Bild des Revolutionärs. Trotz aller Bewunderung hatte Franz ein widersprüchliches Verhältnis zum Heldenhumor.

Der Religionslehrer in der Volksschule hatte sie eindringlich aufgefordert, Helden zu werden. Vom Krieg hatte er gesprochen, und davon, dass es die heilige Pflicht jedes Mannes wäre, für sein Vaterland in den Krieg zu ziehen und für Frauen und Kinder, die das selbst nicht konnten, zu kämpfen und, wenn nötig, zu sterben.

Franz hatte damals eine große Opferbereitschaft in sich gefühlt, eine unbedingte Bereitschaft, für die hilflosen Frauen sein Leben zu lassen. Nächtelang war er wach gelegen und hatte davon geträumt, für eines der Mädchen, die auf der anderen Seite des Klassenraumes saßen, den süßen Märtyrertod zu sterben. Viele Tode waren es geworden, da er sich nicht entscheiden konnte, welches der Mädchen seines Opfers am meisten würdig wäre. Diese Opferbereitschaft hatte so lange gehalten, bis er eines Tages seinem Großvater davon erzählte.

Sein Großvater war ein Sozialist der alten Schule, ein einfacher Arbeiter, aber zeit seines Lebens bemüht, zu lernen, um die Politik besser zu verstehen und so der Gesellschaft so gut wie möglich dienen zu können. Und er kannte den Krieg.

Umso erstaunlicher war es für Franz gewesen, dass der Großvater auf seine Erzählung bloß mit einem Schulterzucken regiert und gemeint hatte: „Das erzählen sie dir immer, spätestens dann, wenn sie Soldaten für das Schlachtfeld brauchen. Merke dir: Das Denken nimmt dir niemand ab.“ Der alte Mann hatte den Worten des Geistlichen mit einem Satz den Zauber des Jenseitigen genommen. Franz konnte sich an die Enttäuschung erinnern, aber auch daran, dass sich ihm die Wahrheit der Worte seines Großvaters erst nach und nach erschlossen hatte.

Der Großvater war im 2. Weltkrieg gewesen und hatte dort an der französischen und später an der russischen Front gekämpft. In Russland wurde er von der Wehrmacht sogar zum Tode verurteilt, weil er das Misslingen des Staufenbergattentates auf Hitler allzu lautstark bedauert hatte. Allerdings hatten es seine Kameraden mit der Exekution

nicht übermäßig eilig. Auch brauchte man ihn für das Legen der Panzerminen, darin war er besser als die anderen. Bald danach waren die Russen gekommen, sein Großvater hatte überlebt und konnte ein paar Jahre später aus der russischen Kriegsgefangenschaft nach Österreich zurückkehren.

„Und wie war das bei der Rückkehr, wurden die Männer als Helden gefeiert?“ So oder so ähnlich musste die Frage gewesen sein, die der kleine Franz seinem Opa gestellt hatte. Dieser hatte erkannt, wie sehr die Frage seinen Enkelsohn bewegte. Etwas umständlich erklärte er ihm daraufhin, dass viele Menschen in der Zwischenzeit erkannt hatten, dass der Krieg, in den sie gezogen waren, keineswegs ein Verteidigungskrieg, sondern ein verbrecherischer Angriffskrieg gewesen war. Als die Soldaten heimkamen, mussten sie feststellen, dass sie nicht bloß Opfer, sondern vor allem auch Täter gewesen waren. Er hatte seinem Opa angesehen, wie sehr ihn diese Erkenntnis schmerzte. Auch wenn dieser, anders als die meisten seiner Kameraden, die Situation von Anfang an so eingeschätzt hatte.

Und die Verletzten, denen ein Bein oder eine Hand fehlte? In seinen kindlichen Träumen waren die Mädchen tränenüberströmt vor ihm, dem heldenhaften Heimkehrer, zusammengebrochen und hatten ihr Leben ihrem Retter geweiht.

Aber er musste von seinem Opa hören, dass es auch anders gewesen sein konnte. Nicht alle hatten in ihr altes Leben zurückgefunden. Was sollte eine Frau mit so einem Kriegskrüppel schon anfangen, hatte sein Opa gemeint, und seine Augen waren dabei feucht geworden, wenn sie vielleicht längst einen anderen Partner hatte. Einen gesunden Mann, auch wenn dieser Nationalsozialist gewesen war und vielleicht deshalb den Krieg nur von der Ferne erlebt hatte. War der Kerl kräftig und gesund, konnte er ihr und den Kindern, oft waren ja auch gemeinsame darunter, eine bessere Zukunft bieten als der verwundete Kriegsheimkehrer.

Sein Großvater hatte verbittert geklungen. Waren es Freunde von ihm gewesen, denen es so ergangen war? Er selbst hatte nach dem Krieg wieder mit seiner Frau zusammengelebt. Aber wer konnte wissen, was dazwischen alles geschehen war?

Viele, die den Krieg an der Front überlebt hatten, waren mit schweren Verletzungen zurückgekehrt. Oft waren diese nicht sichtbar, weil sie die Seele betrafen. Es gab Männer, die noch 30 Jahre später bei jeder nächtlichen Fehlzündung eines Autos aus dem Bett sprangen und sich dann nur mit Mühe beruhigen ließen.

Wie hatte sein Großvater das alles überleben können? Wie musste es sein, sich im Krieg auf der falschen Seite zu wissen? Oder verschwammen in so einer Situation ohnehin alle Grenzen? Der alte Mann war vor ein paar Jahren gestorben, ihn konnte er nicht mehr fragen.

Franz dachte an seine Eltern, die völlig anders waren. Sein Vater gehörte zu den weißen Jahrgängen, wie man damals die Männer nannte, die für den Krieg zu jung gewesen waren und später, nach Einführung der Wehrpflicht, zu alt, um einrücken zu müssen. Konnte er sich deshalb so für das Militär begeistern? Auch er war Mitglied der sozialistischen Partei, aber er gehörte einer anderen Generation an. Seine Mitgliedschaft hing vor allem mit der Gemeindewohnung und dem Posten eines kleinen Beamten bei der Gemeinde Wien zusammen. Er war bei der Partei, wie er auch Kirchensteuer zahlte. Nicht aus Überzeugung, sondern weil man nie wissen konnte, ob es nicht doch für irgendetwas gut war. Die Unterlagen für beide Mitgliedschaften legten seine Eltern bei den Versicherungen ab.

Neben dem Bild von Che Guevara hing ein Poster von Albert Einstein. Es war jenes Bild des Physikers, auf dem dieser der Welt die Zunge zeigt. Einstein war für Franz ein Held der Wissenschaft, aber sein Leben stand im absoluten Gegensatz zu dem Che Guevaras. Einstein war Hauslehrer gewesen, hatte mit 23 Jahren den Posten eines technischen Experten 3. Klasse beim Schweizer Patentamt in Bern

bekommen und ein Jahr danach geheiratet. Noch vor der Hochzeit war ihre erste Tochter zur Welt gekommen. Langweiliger ging es nicht. Dennoch hatte dieser Mann die Geisteswelt für mindestens ein Jahrhundert geprägt. Franz gab diese Karriere Mut. Da hatte vielleicht auch jemand aus dem Gemeindebau eine Chance. Allerdings publizierte Einstein bereits mit 26 Jahren mehrere epochemachende Artikel, obwohl er immer noch im Patentamt arbeitete. Mit 29 wurde er Dozent, wenig später kannte ihn die Welt.

Franz fühlte sich zwischen diesen beiden Persönlichkeiten hin und hergerissen. Dass er trotz seiner politischen Aktivitäten, die von Che Guevara inspiriert waren, passabel studierte, hatte er Einstein zu verdanken - und der Notwendigkeit, ein Stipendium zu bekommen. Dass das funktionierte, hatte ihn selbst überrascht.

Er erinnerte sich an die ersten mündlichen Prüfungen, wo er mit vor Selbstbewusstsein strotzenden Kolleginnen und Kollegen gewartet hatte. Viele der Wartenden hatten das Gymnasium mit Auszeichnung abgeschlossen und führten jetzt das große Wort. Was hatte er hier zu suchen? Er, der schlechte Schüler, der immer gerade noch durchgekommen war. Dann waren sie herausgekommen, diese Lichtgestalten mit den großen Karriereplänen, mit hängenden Köpfen, weil Selbstbewusstsein eben doch nicht alles war. Ihm hingegen war die Prüfung angenehm erschienen. Wertschätzend und nicht von oben herab, wie er es aus der Schule gewohnt war. Er hatte gelernt, er hatte das Gelernte verstanden, und er konnte das Verstandene ausdrücken. Anerkennend hatte der Prüfer genickt. So war sein Einstieg ins Studium gewesen. Mit einem Mal war er nicht mehr Underdog, der zu den Söhnen und Töchtern reicher Eltern aufsehen musste. Wenngleich die meisten mehr Geld hatten als er, waren sie deshalb noch lange nicht klüger. Dennoch würden sie später einmal erfolgreicher sein, das lag am gesellschaftlichen System.

Heute stand die lange erwartete Sternfahrt nach Zwentendorf auf dem Programm. Man würde versuchen, die Inbetriebnahme des Kernkraftwerkes¹ zu stoppen. Franz sah das als letzte Chance. Viele Demonstrationen waren dieser Aktion vorhergegangen. Bisher erfolglos, aber das würde sich ändern.

Die vergangenen Monate waren von einer zunehmenden Intensität der Auseinandersetzungen geprägt gewesen. Im nahe gelegenen Studentenheim, in dem er häufig seine Abende verbrachte, hatte es kaum einen Tag gegeben, an dem nicht über das Kernkraftwerk diskutiert worden war. Anfangs standen sich Naturwissenschaftler, Mediziner und Geisteswissenschaftler – überwiegend auf der Seite der Gegner – und Techniker bzw. Wirtschaftsleute – meist auf der Seite der Befürworter – gegenüber. Eines Tages war etwas Unerwartetes geschehen: Zahlreiche Vertreter der Technikfraktion hatten die Seiten gewechselt. Das wiederum bestärkte die bisherigen Kraftwerksgegner in ihrer Meinung. Diese hatten über die technischen Unzulänglichkeiten Gelesenes großteils wiedergegeben, ohne es zu verstehen. Jetzt mussten sie erschrocken feststellen, dass es offenbar genauso war, wie sie seit langem behauptet hatten.

Der Wecker läutete, offenbar hatte er ihn am Abend eingestellt. Es war Zeit zu gehen. Franz spülte das Geschirr und stellte es in die Abtropftasse. Wenn alles so verlief, wie er es erwartete, dann würde der heutige Tag in die Geschichte eingehen. Diese Demo war nicht irgend eine der zahllosen Demonstrationen, an denen er fast jeden Monat teilnahm. Sie würde die ultimative Demonstration werden. Eine mächtvolle Willenskundgebung des Volkes, oder wenn schon nicht des Volkes, so doch eines Teiles davon – zumindest eines Teiles der Studenten. Aber die, welche heute aktiv waren, handelten nicht nur für sich. Die

¹ In Zwentendorf an der Donau steht das einzige Kernkraftwerk Österreichs. Es wurde fertig gebaut, aber nie in Betrieb genommen.

Linken unter ihnen sahen sich als Vorkämpfer des Proletariats, welches, beschwichtigt durch Politik und Sozialpartnerschaft sowie gelähmt durch die alltägliche Unterdrückung, selbst nicht aktiv werden konnte.

Er zog sich nur leicht an. Die Hitze konnte gefährlich werden. Wenn es regnen sollte, dann würde es ohnehin bloß ein warmer Regen werden. Nicht viel anders als die Dusche, die er sich eben gegönnt hatte. Sein Palästinensertuch, sonst ein unverzichtbarer Begleiter bei Demos, ließ er daheim.

Im Rahmen der Sternfahrt fuhren Busse aus mehreren Städten nach Zwentendorf. Von dort sollte es dann zu Fuß zum Kraftwerk gehen. Franz hatte sich mit niemandem verabredet, sein Freundeskreis würde ohnehin vollzählig anwesend sein.

Er fühlte sich leicht, an diesem Morgen. Die Auswirkungen der Nacht hielten sich in Grenzen und die ersten Semester seines Physikstudiums hatte er erfolgreich absolviert. Wenn es ihnen gelänge, das Kraftwerk zu verhindern, würde der Tag in die Geschichte eingehen.

In den Schaufensterscheiben der Alserstraße sah er sein Spiegelbild: mittelgroß, nicht sehr muskulös, aber drahtig und gut in Form. Aus reinem Übermut lief er trotz der Hitze die letzten fünfhundert Meter zur Universität, wo ein paar der Busse stehen sollten. Dabei überholte er einige der anderen Demonstrationsteilnehmer, die an den mitgeführten Transparenten leicht zu erkennen waren.

Zufrieden mit sich und der Welt kletterte er in den Bus und versuchte, ein wenig zu schlafen. Zweifellos würde man noch lange über diesen Tag reden. Und er würde davon erzählen können.

Die Person, die sich neben ihm auf den Sitz fallen ließ, noch bevor er eine Chance gehabt hatte, einzuschlafen, war ihm höchst willkommen. Es war Benjamin, Biologiestudent, Freund und ein kritischer Kopf, der immer erst alles hinterfragen musste. Er war so groß wie

Franz, etwas dicklich und sah an diesem Morgen blass aus. Am vergangenen Abend waren sie vorerst noch zusammen gewesen, dann war Ben, wie ihn seine Freunde nannten, verschwunden. Franz vermutete, er hätte sich mit einer Studentin aus dem Staub gemacht, gesehen hatte er es allerdings nicht. Oder er hatte es vergessen, wie manch anderes, was gestern geschehen war.

Ben war schweigsam, was ihm durchaus recht war. Franz war der Extrovertierte, der sein mangelndes Selbstbewusstsein überspielte, indem er eine vorgebliche Belesenheit in den Mittelpunkt stellte. Er hatte einen wachen Verstand und konnte schnell die Essenz eines Textes erfassen. So war er in der Lage, eindrucksvoll über ein Buch zu referieren, von dem er ein paar Minuten vorher erstmals den Klappentext überflogen hatte. Auch wenn er gerne das große Wort führte, wusste er, dass nicht viel dahinter war. Ben hingegen schwieg meist. Oft stellte er dann eine Frage oder machte eine Feststellung, die den anderen naiv erschien. Wenn sich später herausstellte, dass er recht gehabt hatte, konnte sich, mit Ausnahme von Franz, niemand mehr an seinen damaligen Einwand erinnern.

Franz sah in Ben ein Korrektiv seiner eigenen Gedankengänge und schätzte es, dass ihn Ben nicht öffentlich heruntermachte, wenn er wieder einmal Unsinn erzählt hatte. Sein Freund schien keinen Wert darauf zu legen, vor den anderen gut dazustehen. Selbst die Studentinnen waren davon nicht ausgenommen. Franz hatte das einmal unter vier Augen angesprochen, und Ben hatte in der für ihn so typischen Weise geantwortet.

„Für mich sind viele politischen Diskussionen Hahnenkämpfe, auf die wir uns bloß einlassen, um zu imponieren. Es geht gar nicht darum, dass wir unser Gegenüber verstehen. Ja, komischerweise geht es oft nicht einmal darum, verstanden zu werden. Seien wir ehrlich, wir verstehen doch allesamt nichts von dem, was wir da daherreden. Das mag